

Rockstar Brownstein bei Konzert in London im März



## Punk in Abendgarderobe

**Pop** In ihrer Band Sleater-Kinney hat Carrie Brownstein früher gegen das Entertainment gewettert. Nun gehört sie selbst dazu: als Rockstar und Erfinderin einer erfolgreichen Fernsehshow.



Schauspieler Armisen, Brownstein (r.) in „Portlandia“

Ob sie sich an die Neunziger erinnere, fragt Jason. Melanie wundert sich. „Damals haben die Menschen Songs darüber gesungen, wie man die Welt rettet“, erklärt er. „Es gibt einen Ort, an dem diese Ideen immer noch Wirklichkeit sind. Ich war dort.“

Jason spricht von der Stadt Portland im US-Bundesstaat Oregon. Da, wo die Tinte der Tattoos niemals trockne, wo alle heißen Mädchen Brille trügen, wo das Flanellhemd immer noch hip sei. Eine Stadt, die die Neunzigerjahre überlebt hat – als Parodie ihrer selbst.

Der Dialog zwischen Jason und Melanie ist eine Szene aus einer Fernsehserie, einer Comedy, über das alternative Amerika. Melanie wird gespielt von der Frau, die sich „Portlandia“ ausgedacht hat: Carrie Brownstein.

Die 40-Jährige sitzt an einem Mittag im März in einer Ostberliner Hotellobby, Brownsteins Jeans sind an den Knien aufgerissen, ihre Lederstiefel glänzen. „Portlandia“ ist durchflutet von Punks und Nerds“, sagt sie. Sie meint: vor der Kamera und dahinter. Brownstein lächelt selbstironisch.

Bevor sich Brownstein die Serie „Portlandia“ ausgedacht hat, war sie für lange Zeit eines der wichtigsten Gesichter des feministischen Neunzigerjahre-Punk. Als Sängerin und Gitarristin der Band Sleater-Kinney wurde sie zu einem Aushängeschild der Riot-Grrrl-Bewegung, die sich gegen verfestigte Geschlechterrollen und eine oberflächliche Massenkultur wandte. Sie kennt das genau, worüber sie heute schreibt. Und sie ist dabei auch genau das geworden, was sie als Sängerin ihrer Band nie sein wollte: eine populäre Entertainerin im Mainstream der amerikanischen Kultur. Wie konnte es so weit kommen?

„Mein Körper widersetzte sich meinem Leben“, sagt Brownstein. Nach mehr als zehn Jahren als Frontfrau von Sleater-Kinney – für „Girls“-Erfinderin Lena Dunham „ikonisch“, für Gossip-Sängerin Beth Ditto „lebensverändernd“, für das Magazin „Time“ im Jahr 2001 schlicht Amerikas beste Rockband – kam Brownsteins Krise und blieb. Auf Tour wurde Brownstein mit Panikattacken in die Notaufnahme eingeliefert. Die Krise siegte, Sleater-Kinney legten 2006 eine Pause ein.

Was folgte, liest sich heute wie ein Bericht über die erfolgreichen Schritte einer Therapie: Brownstein arbeitete zunächst für ein halbes Jahr in einer Werbeagentur. Ein anonymer Job, weg von der Bühne, weg vom Punk. Den totalen Abstand zu ihrem früheren Leben hielt Brownstein nicht lange aus, sie näherte sich wieder ihrer Vergangenheit: Brownstein schrieb Artikel und Kolumnen, in denen sie sich aus einer gesunden Distanz heraus mit der Musikwelt beschäftigte.

Irgendwann lernte Brownstein den Schlagzeuger und Comedian Fred Armisen kennen, der den Jason in „Portlandia“ spielt. Die beiden blödelten herum, starteten eine kleine Online-TV-Show, schließlich entstand „Portlandia“, jene Comedy-Serie, die in Deutschland noch nicht angelaufen ist, in Amerika aber schon fünf Millionen Zuschauer pro Staffel hat. Sleater-Kinney haben übrigens in den 20 Jahren ihrer bisherigen Karriere rund 600 000 Alben verkauft.

Wenn sich der Körper gegen den eigenen Lebensstil stellt, muss man anders leben; wenn man sich dem alten Leben dann wieder annähern kann, muss man es mit einem Lächeln tun, um den Körper auszutricksen. Wer über sich und seine Probleme lachen kann, dem geht es ja nicht so schlecht. Brownstein also hat mit Selbstironie gegen ihre Krise angekämpft, und sogar Sleater-Kinney gibt es inzwischen wieder: Das neue, im Januar erschienene Album „No Cities to Love“ klingt zwar altersmilder, aber immer noch wütend.

Brownstein ist noch einen Schritt weiter gegangen. Sie hat ihre Memoiren geschrieben, obwohl sie sich dafür eigentlich zu jung fühle, wie sie dem US-„Rolling Stone“ sagte. Im Oktober werden sie erscheinen, übersetzt lautet der Titel „Hunger macht aus mir ein modernes Mädchen“. Der letzte Schritt der Therapie, die komplette Selbstbespiegelung.

Wer Carrie Brownstein googelt, wird Zeuge ihrer Wandlungsfähigkeit: Brownstein auf einem roten Teppich, mit sehr rotem Lippenstift; Brownstein schreiend, mit Gitarre; Brownstein mit Schnurrbart, als Figur aus „Portlandia“; Brownstein als junges Riot Grrrl im Männerhemd, ohne Lippenstift; Brownstein als „Fashion Doll“ mit Jeans oder Kleid zum Ausschneiden. Das Ergebnis der Suche nach Carrie Brownstein ist ein unlösbares Puzzle für den, der ihre Geschichte nicht kennt.

Brownstein ist eine eklektische Bühnengestalt der Popkultur, aufgewachsen im Punk. Eine Feministin, die sich auf Fashionshows zeigt. Eine ehemalige Anti-Unterhalterin, deren TV-Serie zwei Emmys gewonnen hat. Ein Riot Grrrl, das zum White House Correspondents' Dinner eingeladen wird. Als hätte Nina Hagen die „Harald Schmidt Show“ übernommen, mit Witzen, die ihre Punkzeit im Berlin der ausgehenden Siebziger belächeln und regelmäßigen Abstechern zu den roten Teppichen der TV-Galas – so in etwa, nur cooler, versteht sich.

Klingt widersprüchlich? Nicht für Brownstein. „Das fühlt sich überhaupt nicht schizophren an. Und ich will ja gar nicht im Mainstream sein“, sagt sie, ihre Pupillen hastig wie ihre Worte. „Ich will mich daran reiben.“

Brownstein reibt sich mit „Portlandia“ vor allem an ihrer Vergangenheit. Auch

der Feminismus der Neunziger hat sich in „Portlandia“ eingeschlichen, in Gestalt von Toni und Candace, den Besitzerinnen des Buchladens „Frauen und Frauen zuerst“, der unter anderem Vagina-Kissen anbietet.

In einer Episode kommt Candace' Sohn mit seinem Baby in den Laden. „Wir wollen nicht wissen, welches Geschlecht das Baby hat“, sagt Candace. „Ich kenne weder dein Geschlecht noch das von Candace, noch mein eigenes“, fügt Toni hinzu, auch sie gespielt von Brownstein. Candace' Sohn ist irritiert: „Ich dachte eigentlich schon, dass ich erkennen könnte, wer eine Frau ist.“ Candace regt sich auf: „Bist du jetzt ein Gender-Detektiv oder was?“

„Die Satire ist wichtig, um zu prüfen, wo der Feminismus heute steht“, sagt Brownstein ernst. Dann zieht sie ihre Mundwinkel hoch: „Das ist aber natürlich auch lustig. Und sorgt für Empörung.“ Brownstein ist selbst ein Produkt der Forderungen des Riot-Grrrl-Feminismus, eine Frau, die sich nicht auf eine Rolle beschränkt. Gleichzeitig macht sie sich über Feminismus lustig – und damit auch über sich selbst.

Brownstein verlässt die Hotellobby, um ihre Jeans gegen ein weißes Designerkleid einzutauschen und den sehr roten Lippenstift aufzulegen. Am Abend steht sie im Rampenlicht und wird bejubelt: Sleater-Kinney spielen in Berlin ihr einziges Deutschland-Konzert. Das Publikum sieht mit Chucks, Hornbrillen und Holzfällerhemden aus wie die Statisten vom „Portlandia“-Set. Die Vorband hat sich mit einer verzerrten Version von Cyndi Laupers „Girls Just Wanna Have Fun“ verabschiedet. An den Wänden im Klub hängen giftgrüne Neonröhren, umrahmt von goldenem Stuck. Es riecht nach Parfüm und Bier.

Auf der Bühne zeigt Brownstein, die vom amerikanischen „Rolling Stone“ zu einem der „25 unterschätztesten Gitarristen“ gekürt wurde, nahezu jede Geste der Rockgeschichte: die Windmühle, den zum Himmel gereckten Arm, die roboterhaften Break-Dance-Moves, die Kniebeugen, die Kicks. Wie ein weiblicher Pete Townshend. Sie hackt, reißt, schrubbt. Und zwischendrin, da lächelt Brownstein immer wieder ihr selbstironisches Lächeln. Als wäre ihr ein Sketch für „Portlandia“ eingefallen.

Zum Ende hin spielen Sleater-Kinney „Entertain“, ein Stück, das sich mit der Kulturindustrie auseinandersetzt. „Ihr wollt unterhalten werden?“, singt Brownstein und zeigt dem Publikum den Vogel. „Haut bitte ab.“ Und dann: „Bleibt hier.“

Jurek Skrobala



Video:

So klingen Sleater-Kinney

spiegel.de/sp152015kinney  
oder in der App DER SPIEGEL